

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold W. W. in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley, B. C. h. m.'s Wirthshaus-Hofe gegenüber.

Jahrg. 7, ganze Num. 350.

Dienstag den 19. Mai, 1846.

Laufende Nummer 38.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährliche Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monat wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntschaften werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Unterschreiber in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Befendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Insel Madeira.

[Schluß.]

Der Getreidebau wird sehr vernachlässigt, und daher aus den Häfen der Ostsee viel Weizen und von Nordamerika schon fertiges Mehl eingeführt. Der Fehler liegt nicht so sehr am Boden, denn der gebaute Weizen ist sehr schön, sondern darin, daß der Getreidebau mehr Arbeit und Mühe kostet, und der Bauer auf Madeira, vermöge des warmen Klima's und seiner gedrückten Lage, zu angelegentlichem Arbeiten nicht aufgelegt ist. Man säet im Januar, nachdem die Erde durch Hacken aufgelockert worden ist (denn nur ein einziges Mal sah ich an der Südküste einen rohen Pflug, welcher ganz aus Holz gemacht war) und erntet zu Ende des Monats Juni. Man schneidet dann mit Sicheln die Halme fast in der Mitte ab, und bindet kleine Garben; hirauf wird so gleich auf dem Felde ein rundes Fleck festgetreten und etwa 2 Fuß hoch mit Steinen umlegt, so daß diese eine niedrige Mauer bilden; in der Mitte schlägt man einen Pfahl ein und bindet zwei Dyfen daran, welche nun, indem sie im Kreise herumgetrieben werden, das Getreide austreten müssen. Roggen baut man nur etwas wenig, um ihn noch grün zum Futter für die Pferde abzuschneiden. Außer Batatas, Jams und Kartoffeln, welche die Hauptnahrungsmittel der Landleute sind, baut man auch unser Gemüse, allein es ist viel schlechter und härter als bei uns. Eben so hat auch das Obst, als Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen u. s. w. lange nicht den angenehmen Geschmack, wie das unsrige; aber freilich gibt man sich auch nicht die Mühe, es zu veredeln, sondern überläßt alles der Natur. Dagegen kann man sich an Apfelsinen und an den Bananas, den Früchten des Pisangbaumes, laben. Zucker und Kaffee wird ebenfalls gebaut, doch nicht genug für den Bedarf. Von reisenden oder giftigen Thieren, der gewöhnlichen Plage warmer Länder, ist Madeira gänzlich frei; auf der ganzen Insel gibt es nicht eine einzige Schlange, und das einzige vierfüßige Thier ist das Kaninchen, das häufig geessen wird. Die Bewohner sind ursprünglich alle Portugiesen, welche sich nach und nach hier angesiedelt haben; sie sind meistens von mittlerer Statur, doch eher groß als klein, stark gebaut und von braungelber Gesichtsfarbe. Ihre Züge sind im Ganzen eben nicht sehr ausdrucksvoll, und Viele haben schon etwas Negerartiges, auch immer schwarzes und sehr oft wolliges Haar. Unter den Frauenzimmern findet man zuweilen recht interessante Physiognomien, vorzüglich schöne Augen, allein wie in allen südlichen Ländern altern sie sehr schnell, und werden dann häßlich.

Die Tracht der Männer besteht in kurzen, weiten Beinleidern von weißen Keimwand, welche bis an die Knie reichen, und gelbledernen Stiefeln, ohne Strümpfe; auf dem Kopfe tragen sie eine kleine runde Mütze von blauem Tuche, die in eine lange Spitze ausgeht Czapusa genannt wird; zuweilen haben sie eine blaue Wäsche an, gewöhnlich ist aber der obere Theil des Körpers nur mit dem Hemde bekleidet und die Brust bloß. Ein langer starker Stock mit eiserner Spitze ist ihr steter Begleiter, um sich auf den oft gefährlichen Felsenwegen fortzuhelfen. Die Weiber haben für gewöhnlich nur einen kurzen Rock an, einen blauen Tuch-Tragen über den Schultern, und auf dem Kopf dieselbe spitze Mütze, wie die Männer; Sonntags aber tragen sie ein weißes oder buntes baumwollenes Tuch, und darüber einen kurzen Kragen, entweder von blauem Tuch, oder von scharlachrothem mit blauer Einfassung; manche von den Wohlhabenden tragen auch einen runden Mannshut mit schwarzen Federn, wie die Landmädchen in Florenz. Die Wohnungen der Landleute bestehen gewöhnlich nur aus 4 Mauern von übereinander gelegten

Steinen, ohne Fenster, und einem Strohdache darauf. Die Möbeln bestehen aus einem Tisch, einer Bank, und manchmal aus einer großen breiten Bettstelle mit einer ausgestopften Matratze, worauf oft die ganze Familie liegt. Bei dem schönen, milden Klima halten sich die Menschen wenig in den Häusern auf, und in der heißen Jahreszeit habe ich sie selbst oft im Freien unter den Weinlauben schlafend gefunden, da sie weder von wilden noch giftigen Thieren etwas zu befürchten haben. Das ganze Jahr hindurch leben sie fast nur von Kartoffeln, Jamswurzeln, Kürbis und Stockfisch, gesalzenem Thunfisch oder Matrelen; frisches Fleisch kommt selten auf den Tisch. Ihr Getränk ist Wasser oder das oben erwähnte Agua pe, Wein wird nur an Festtagen getrunken. Der Charakter der Bewohner, vorzüglich im nördlichen Theile der Insel, ist im Ganzen gut; sie sind arbeitsam, gastfrei und fast übermäßig höflich. Jeder, dem man begegnet, grüßt und nimmt seine Mütze ab; kommt man an ein Haus, wo einige sitzen, so stehen sie schon auf, wenn man noch 20 Schritte entfernt ist; begegnen sich zwei Bauern, so nimmt das Komplimentiren und Fragen nach dem Befinden kein Ende, und immer wiederholen sie dasselbe mit andern Redensarten; dabei machen sie alle Wörter zum Diminutiven, z. B. statt zu sagen es ta hom? geht es gut? sagen sie es ta hominho? Trotz ihrer Armuth sind sie doch immer heiter, und singen stets selbst bei den schwersten Arbeiten. Ihr Gesang ist immer in Moll, mit langsamem Aushalten beim Ende jeder Strophe, und ähnelt dem Gesange der Bauern in Unter-Italien. Abends spielen sie auf ihrer Guitarre, die mit zwölf Drahtsaiten bezogen ist und Viola heißt; dazu klappert oft ein anderer mit Kastagnetten, und ein dritter hat zwei hölzerne Stäbe, von ungefähr einer Yard Länge, wovon einer gekerbt ist mit welchem er auf dem andern hin und her fährt, welches einfache Instrument Baxalas genannt wird.

Ihre Hauptvergünigungen aber sind die Kirchen- und Heiligensfeste, deren größtes den 15 August in der Kirche Nossa Senhora do monte gefeiert wird und schon 3 Tage vorher anfängt. Die Kirche liegt ungefähr eine Stunde von Funchal entfernt auf einem Berge, mit Kastanienwaldung umgeben; hier soll die Jungfrau Maria einmal erschienen sein. Schon 8 Tage vorher belebt sich der ganze Berg, es werden Hütten von Kastanienzweigen erbaut, worin man Wein und Lebensmittel verkauft; jeden Tag wird Messe gelesen, und dabei fleißig aus kleinen Kanonen geschossen, denn die Portugiesen wie die Italiener müssen bei der Feier durchaus knallen hören. Am Haupttage kommen nun von allen Enden der Insel, zu Wasser und zu Lande, die Landleute, und Männer und Weiber, welche ein besonderes Anliegen an die Jungfrau haben, rutschen auf den Knien, mit einer Kerze in der Hand, die Stufen zur Kirche hinan. Nun wird Messe gelesen, darauf hält der Geistliche der Jungfrau eine Lobrede, wobei tüchtig geschrien und gestikulirt wird, und hiermit ist die Feier in der Kirche zu Ende; das Volk zerstreut sich in den Wald, wo es sich in Gruppen lagert, um zu essen, zu trinken, zu spielen und zu singen, und spät in der Nacht, nachdem man noch einige Raketen und Schwärmer losgebrannt hat, geht Alles hochvergnügt nach Hause. Niemand wird bei einem Volksfeste eine Schlägerei vorfallen, wie es wohl bei uns geschieht; der Portugiese zankt sich wohl heftig, so daß man alle Augenblicke denkt, jezt geht es los, aber es kommt niemals zu Thätlichkeiten.

Durch den Einfluß der Engländer sind die Einwohner sehr tolerant geworden, und bei weitem nicht so bigott, als die Portugiesen, ob sie gleich auch glauben, daß kein Irrgläubiger selig werden kann. Ein Bauer fragte mich einmal, ob die Retzer auch an Gott und an Christus glaub-

ten, ob sie getauft würden, und auch zum heiligen Abendmahl gingen, und als ich alle seine Fragen mit Ja beantwortete, rief er aus: „Nun denn sind es ja auch Christen!“ Die Kinder der Landleute wachsen aber ohne allen Unterricht auf; nur in der Stadt sind zwei Schulen, wo zur Noth Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird; die Wohlhabendern und Unterrichteten schicken ihre Kinder nach Lisabon zur Erziehung.

Von allen guten Eigenschaften der Landleute findet man auch nicht eine bei der niedern Klasse in der Stadt, und der Fremde, welcher die Sprache, und die Art mit diesem Volke umzugehen, nicht kennt, wird auf alle mögliche Art betrogen. Zumal zeichnen sich darin die Bootskleute aus, eine Menschenklasse, wie die Betturini in Italien, mit denen man niemals ohne Zank fertig wird; doch sind die Funchaleser noch um viele Procente schlechter.

Von der höhern Klasse läßt sich nicht viel sagen; die Männer, die Kaufleute ausgenommen, thun den ganzen Tag nichts als essen, trinken und spazieren gehen; stundenlang sieht man sie auf einer Bank in den öffentlichen Spaziergängen oder am Hafenplage sitzen, und Abends geht man nach Hause, um Karte zu spielen. Die einzige Veränderung in ihrer Lebensart macht ein neuangekommenes Schiff; dann laufen sie aus einem Hause in das andere, erzählen Neuigkeiten und commentiren die neuen Zeitungen. Der größte Theil, welcher nie von Madeira weggekommen ist, ist zu ungebildet, um sich mit etwas Beschäftigen zu können, denn viele können nicht einmal ihre eigene Sprache richtig schreiben; in Geographi, Geschichte und allen andern Wissenschaften sind sie völlig unwissend. Die Frauenzimmer sitzen den ganzen Tag auf den Balkons, und kommen nur auf die Straße, wenn sie in die Kirche gehen, wogu sie sich dann auf alle mögliche Art, und oft ziemlich geschmacklos herausputzen. Unter der höhern Klasse ist der Luxus überhaupt sehr groß, man sieht in den Häusern viel Gold und Silber, und in ihren Gesellschaften geht es oft verschwenderisch zu; es ist nichts seltenes, daß ein Kaufmann 300 bis 400 Personen zu einem Balle einladet, wobei jedes Mal auch viel und hoch gespielt wird.

In desto größerer Armuth lebt dagegen der Landmann, welcher gleichsam der Sklave der Gutsbesitzer ist. Alles bebaute Land gehört nämlich einigen reichen Familien der Insel, welche es unter die Bauern vertheilen. Von allem, was der Landmann nun mit vieler Arbeit und Mühe gebaut hat, muß er den zehnten Theil an die Regierung, und einen andern zehnten Theil an die Geistlichkeit abgeben, die übrig bleibenden 8 Zehntel werden in zwei Theile getheilt, wovon einer dem Grundbesitzer und der andere erst sein eigen ist. Dafür ist er noch verpflichtet, alles, z. B. Gebäude, Mauern, Vieh und dergleichen im Stand zu erhalten. Beliebt es dem Eigenthümer, so kann er den Bauer zu jeder Stunde aus seiner Hütte und von seinem Besitzthum jagen, ausgenommen wenn er Verbesserungen mit dem Grundstück vorgenommen, z. B. Mauern aufgeführt, neue Anpflanzungen gemacht hat u. s. w.; dann muß er wenigstens einigen Ersatz bekommen. Man kann sich vorstellen, daß dieses System eben nicht geeignet ist, die Kultur der Insel zu befördern. Ein Fremder, welcher zur Zeit der Weinlese hinfommt, und sich bei einem Spaziergange vielleicht eine Traube abbricht, dafür aber von dem nahe stehenden Bauer eine Fluth von Scheltworten oder gar etwas schlimmeres bekommt, wird das Volk als geizig und grob ausschreien, aber bald wird er seine Meinung ändern, wenn er erfährt, daß der Bauer selbst nicht eine Traube isst, seine Kinder strafft, wenn sie ein paar Beeren genascht haben, und daß von dem köstlichen Getränke, daß mit seinem Schweiß erzeugt ist, und in allen Welttheilen den Gaumen der Gutschmecker kitzelt, auch nicht ein einziger Tropfen

über seine Zunge kommt.

Die ganze Insel deren Einwohnerzahl auf 100,000 geschätzt wird, ist in 14 Distrikte eingetheilt, über jeden ist ein Capiteiro Mor gesetzt, welche sämmtlich unter dem Gouvernör stehen; der letztere bekommt von Könige von Portugal einen Gehalt von 6000 spanischen Thalern, und von den daselbst wohnenden englischen Kaufleuten jedes Mal zum neuen Jahre ein Geschenk von 600 Thalern. Der letzte Gouvernör, ehe die Insel in Don Miguels Hände kam, war der Oberst Valdez, ein sehr unterrichteter und braver Mann, welcher sich schon in Portugal bei dem Einfall der Franzosen sehr ausgezeichnet hatte; da er ein großer Freund der Constitution war, so war er bei der Pfaffen nicht sehr beliebt, wurde daher bei der Ankunft von Don Miguels Truppen von Allen verlassen und mußte flüchten. Wären die Einwohner einig gewesen, und hätten nur die Hälfte von dem Muth gehabt, welchen sie gewöhnlich bei einer Flasche Wein zeigen, die Insel hätte niemals können genommen werden, denn 500 Mann wären hinreichend zu ihrer Vertheidigung gewesen, da es nur wenig Plätze gibt, wo man landen kann.

Die Stadt Funchal, die einzige auf der Insel, hat ungefähr 20,000 Einwohner, und soll ihren Namen von dem portugiesischen Worte Funchal haben, welches Fenchel bedeutet, der um die Stadt herum häufig wächst. Die Häuser, wenige ausgenommen, sind nicht über zwei Stock hoch, und viele bestehen nur aus dem Erdgeschos; die der reichen portugiesischen und englischen Kaufleute sind die größten, und haben gewöhnlich noch einen viereckigen, thurmähnlichen Absatz, wo sie oft stundenlang stehen und nach dem ankommenden Schiffe sehen. Wie in den meisten südlichen Ländern, sieht man auch hier fast an allen Häusern Balkons, aber nur in den bessern Glasfenster. Die Straßen sind alle krumm, u. gehen meistens bergan und bergab; der einzige ebene Fleck in der Stadt ist der öffentliche Spazierweg, Paseo publico, ein länglich viereckiger, ummauerter Platz, mit Platanen bepflanzt, zwischen welchen Myrthen- und Rosenbäume stehen. Unter den Kirchen ist nicht eine schön zu nennen; am besten ist noch die der Engländer, welche mit einem schönen Garten umgeben ist.

In der Stadt sind drei Klöster, ein Mönchloster zu St. Francisco, worin die kleine, mit Menschenknochen austapezirte Kapelle merkwürdig ist, und zwei Nonnenklöster, wovon das eine, zu Santa Clara, sehr viele Besigungen hat. Die Nonnen beschäftigen sich vorzüglich mit der Fertigung von Confituren und künstlichen Blumen, welche letztere ganz besonders schön sind, und von den hinzukommenden Fremden häufig gekauft werden. Auch besitzt Funchal noch ein Krankenhaus, welches ziemlich gut eingerichtet ist, aber schlecht verwaltet wird, und ein Theater, worin aber nur alle 4 bis 5 Wochen, oder bei einer festlichen Gelegenheit gespielt wird. Die Truppe besteht aus Handwerkern, die übrigens ehrlich ihr Geschäft treiben, und nur an Theatertagen legt der Schuster seine Ahle bei Seite, um vielleicht auf ein paar Stunden einen Scepter in die Hand zu nehmen.

Landwirthschaftliches. — Wir beilen uns, den Gartenfreunden zu melden daß man unter unserer schönsten Zierrpflanze, der man auch schon in unseren Gegenden vielfach begegnet, ein vortreffliches neues Gemüse entdeckt hat, nämlich in dem brasilianischen Mangold (Beta brasiliensis.)

Die grünen Theile der großen schönen Blätter von den farbigen Rippen getrennt, lassen sich ganz wie Spinat behandeln und verspeisen. Die gelben oder rothen Rippen aber, nachdem von den älteren die äußere Haut abgezogen ist kann man im Salzwasser weich kochen und mit Essig und Del als einen Salat verspeisen, der Spargel-

salat gleich kommt.

Wir entheben einem Aufsatze von Lucas in No. 46 des Wochenblatts für Land- und Hauswirthschaft Folgendes, als wesentliche Anweisung zum Anbau dieses nützlichen Gemüses:

Der Saamen wird Ende März oder Anfang April in kalte Mistbeetkasten oder auf sonnige Rabatten gesät. In 8—10 Tagen keimt er; in 3—4 Wochen können die jungen Pflanzen auf die ihnen bestimmten Beete versetzt werden, wobei die Spitzen der Blätter und Enden der Wurzeln gestutzt werden. Die Pflanzung geschieht in gutem fruchtbarem Boden so, daß jede Pflanze 3 Quadratfuß Raum hat; auf geringerem Boden ist die Entwicklung der Pflanze minder üppig, da sind also zwei Quadratfuß ausreichend. Etwas sandiger Lehmboden und geschütteter Sand sind den Pflanzen besonders zuträglich, doch gedeihen sie auch auf jedem andern kulturfähigen Boden. Bei fruchtbarem Wetter kann man vom Juni an, alle 5 Wochen die Blätter abnehmen, am besten so daß man Handhoch über dem Boden die ganze Pflanze abschneidet. Jedesmal nach dem Abschneiden muß die Pflanze behackt und bei trockener Witterung begossen werden. Sie gewährt außerordentlich reichen Ertrag. Den größten Werth hat sie als Frühgemüse; wenn man nämlich die Aussaat im Juni oder Juli macht, die Pflanzen gegen Winter in ein kaltes Mistbeet einschlägt und im Februar die Wurzelstöcke in ein warmes Mistbeet pflanzt, wo sie reifen und zeitigen Ertrag geben. (Wiene.)

Ein Yankee in Cambridge hat eine kleine Maschine, etwa sechs Zoll groß, erfunden, welche in einem Tage, von einer einzigen Person geleitet, die Näharbeit von zwanzig bis dreißig Arbeitern verrichtet. Die Arbeit welche sie liefert, ist von der besten Art, beide Seiten der Naht sind gleich und eben. Es ist ferner einleier, ob die Nahte gerade oder krumm geschnitten sind. Der größte Vortheil besteht jedoch darin, daß der Faden bei weitem weniger abgenutzt wird, als es bei der gewöhnlichen Methode der Fall ist. Die äußere Naht von ein Paar Mannshosen näht sie in zwei Minuten. Vier hundert Stiche verrichtet die Maschine mit Leichtigkeit binnen einer Minute, und der Erfinder glaubt, ohne Schwierigkeit, sieben hundert pr. Minute mit ihr bemerkstelligen zu können.

Wenn diese Maschine in allgemeinen Gebrauch kommen sollte, so würde sie ein Unglück für tausende armer Weiber und Kinder sein, deren einzige Existenz gegenwärtig von dieser Beschäftigung abhängt.

Das Aufblähen des Rindviehes und der Schaafe durch Klee und anderes Grünfutter. Ein sicheres Mittel dagegen ist das folgende:

Sobald ein Stück Rindvieh durch Grünfutter aufgebläht ist, führt man dasselbe sobald als möglich an Wasser (je kälter dieses, desto besser), und begießt das Thier mit nicht kleinen Gefäßen über und über und vorzüglich die Flanken und den Bauch; auch kann man auf den Rücken in Wasser getränkte Säcke legen, die, so oft selbe sich erwärmen, wieder in Wasser geweicht und umgewendet werden. Das Gießen mit Wasser muß aber ununterbrochen lange genug, oft eine halbe Stunde und noch länger fortgesetzt werden, bis sich ein unangenehmer Geruch verbreitet und beim kranken Thiere ein frostiges Zittern eintritt. Sobald diese Anzeichen eintreten, ist die Kur vorüber und das Thier gerettet. Ich lasse gewöhnlich dasselbe gleich einspannen, oder sonst einer mäßigen Bewegung anssehen, denn es ist dann so gesund wie vorher und versagt kein Futter. Wenn das Thier schon zu dick ist und nicht weiter geführt werden kann, habe ich das Gießen mit demselben Erfolge durch Zutragen von Wasser im Stalle verrichten lassen. Dieses Mittel ist nicht allein vollständig beim Rindvieh erprobt, sondern